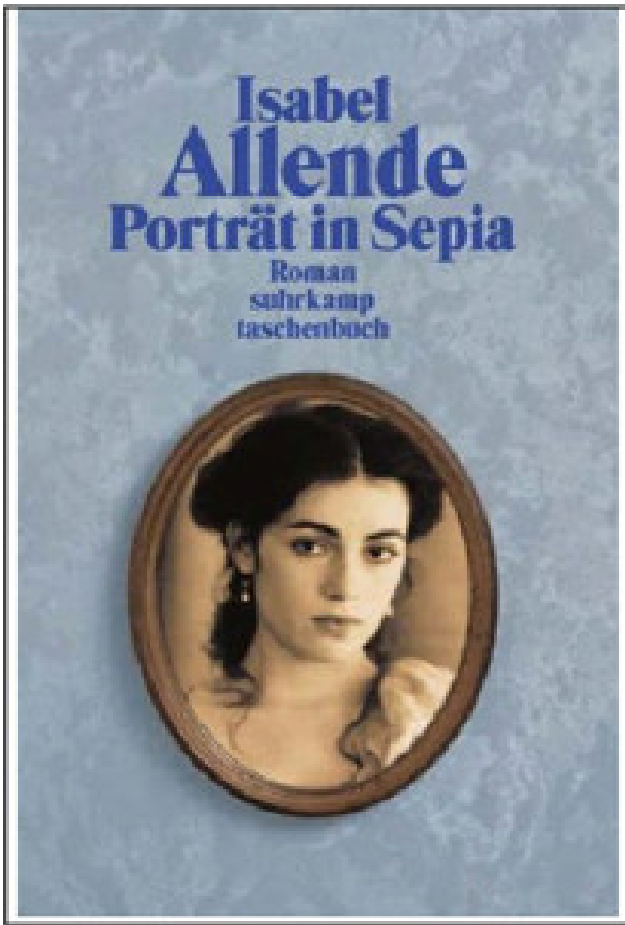


Isabel Allende

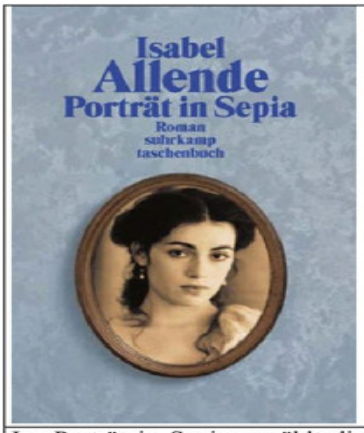
Porträt in Sepia

scanned by unknown
corrected by cpuid

In ›Porträt in Sepia‹ erzählt die chilenische Erfolgsautorin die Geschichte einer jungen Frau, die entschlossen ist, das Geheimnis ihrer frühen Vergangenheit zu lösen und einen Alptraum aufzuhellen, der sie nicht in Ruhe läßt.

ISBN 3-518-39987-X
Originalausgabe: *Retrato en Sepia*
Aus dem Spanischen von Lieselotte Kolanoske
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001
Umschlagfoto: Marcia Lieberman

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!



Isabel Allende

Porträt in Sepia

scanned by unknown
corrected by cpuid

In ›Porträt in Sepia‹ erzählt die chilenische Erfolgsautorin die Geschichte einer jungen Frau, die entschlossen ist, das Geheimnis ihrer frühen Vergangenheit zu lösen und einen Alptraum aufzuhellen, der sie nicht in Ruhe läßt.

ISBN 3-518-39987-X
Originalausgabe: *Retrato en Sepia*
Aus dem Spanischen von Lieselotte Kolanoske
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001
Umschlagfoto: Marcia Lieberman

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Isabel Allende

Porträt in Sepia

scanned by unknown

corrected by cpuid

In ›Porträt in Sepia‹ erzählt die chilenische Erfolgsautorin die Geschichte einer jungen Frau, die entschlossen ist, das Geheimnis ihrer frühen Vergangenheit zu lösen und einen Alptraum aufzuhellen, der sie nicht in Ruhe läßt.

ISBN 3-518-39987-X

Originalausgabe: *Retrato en Sepia* Aus dem Spanischen von Lieselotte Kolanoske Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Umschlagfoto: Marcia Lieberman

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Die junge Aurora del Valle steht im Mittelpunkt dieses mit großem Atem erzählten Familienepos. Aufgewachsen ist sie im so großzügigen wie pompösen Haus ihrer Großmutter Paulina del Valle. Von ihren ersten Lebensjahren im Chinesenviertel San Franciscos bleiben Aurora nur noch eine Ahnung und dunkle Träume. Und Paulina tut alles, um die Vergangenheit ihrer Enkelin zu verwischen und sie in die feine Gesellschaft Chiles einzuführen. Auroras Weg scheint vorgezeichnet, als sie sich in Europa in den Gutsherrensohn Diego verliebt und nach der Hochzeit zu seiner Familie in den Süden Chiles zieht. Sie kann nicht ahnen, daß ihre Passion, die Fotografie, ihr die Augen öffnen wird für schmerzlichen Betrug, ihr aber auch den Weg ebnen wird in die unerschlossenen Gefilde ihrer Kindheit und damit in ein eigenständiges Leben. »Jetzt können Allende-Fans wieder entspannt eintauchen in die ausschweifend erzählte Welt der chilenisch-amerikanischen Einwanderer und ihrer Vorfahren. Wer *Das Geisterhaus* verschlungen hat, findet hier manchen Anklang an dessen Vorgeschichte.«

Autor

Dem Welterfolg von *Das Geisterhaus* (1984, st 1676) schlossen sich die Romane *Von Liebe und Schatten* (1986, st 1735) und *Eva Luna* (1988, st 1897) an. 1990 erschienen die *Geschichten der Eva Luna* (st 2193), 1992 der Roman *Der unendliche Plan* (st 2302), 1995 *Paula* (st 2840) und 1998

Aphrodite. Eine Feier der Sinne (st 3046). Der Roman *Fortunas Tochter* (1999, st 3236) ist Teil der Trilogie um *Das Geisterhaus* und *Porträt in Sepia.* 2002 erschien der Abenteuerroman *Die Stadt der wilden Götter.* Isabel Allende, geboren 1942, arbeitete lange Zeit als Journalistin in Chile.

Nach Pinochets Militärputsch ging sie ins Exil. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Kalifornien.

Inhalt

Erster Teil

1862-1880…….. 7

Zweiter Teil

1880-1896……. 112

Dritter Teil

1886-1910……. 246

Epilog ……. 365

Drum muß ich noch einmal zurück an so viele Orte, um mich wiederzufinden und rastlos zu prüfen, zum Zeugen einzig den Mond, und danach munter zu pfeifen; Steine und Erdbrocken zu kicken, einzig damit betraut zu leben, einzig verwandt mit dem Weg.

Pablo Neruda, *Der Wind*

Erster Teil

1862-1880

Ich kam an einem Dienstag im Herbst 1880 in San Francisco zur Welt, im Haus meiner Großeltern mütterlicherseits.

Während in dem labyrinthischen Holzbau meine Mutter mit tapferem Herzen und verzweifelnden Gliedern sich keuchend mühte, mir einen Ausgang zu öffnen, kochte auf der Straße das ungezügelte Leben des Chinesenviertels mit seinem untilgbaren Geruch nach exotischer Küche,

seinem lärmenden Sturzbach gebrüllter Dialekte, seinem hastenden Hin und Her unerschöpflicher Massen menschlicher Bienen. Ich wurde im ersten Morgenlicht geboren, aber in Chinatown gehen die Uhren anders, und um diese Stunde fängt das Handelsgeschäft an, rumpeln unablä ssig die Lastkarren durch die Straßen, tönt aus den Käfigen das traurige Jaulen der Hunde, die auf das Messer des Kochs warten. Ich habe die Einzelheiten um meine Geburt erst ziemlich spät im Leben erfahren, aber es wäre schlimmer gewesen, wenn ich sie nie entdeckt hätte; sie hätten für immer auf den Irrwegen des Vergessens verlorengehen können. Es gibt so viele Geheimnisse in meiner Familie, daß mir vielleicht die Zeit nicht reicht, sie alle aufzuklären: die Wahrheit ist vergänglich, Wolkenbrüche schwemmen sie fort. Meine Großeltern empfingen mich tief bewegt - wenn auch einige Augenzeugen behaupten, ich sei ein gräßliches Baby gewesen -

und legten mich meiner Mutter an die Brust, wo ich einige Minuten verblieb, die einzigen Minuten, die ich je mit ihr Zusammensein konnte. Danach blies mir mein Onkel Lucky seinen Atem ins Gesicht, um sein Glück auf mich zu übertragen.

Wie großmütig die Absicht, so unfehlbar die Methode, denn

zumindest in diesen ersten dreißig Jahren meines Lebens ist es mir gutgegangen. Aber halt, ich darf nicht vorgreifen. Diese Geschichte ist lang und beginnt weit vor meiner Geburt; es braucht Geduld, sie zu erzählen, und noch mehr Geduld, ihr zuzuhören. Wenn unterwegs der Faden verlorengeht - nicht verzweifeln, ein paar Seiten weiter erwischt man ihn todsicher wieder. Weil wir ja irgendwann anfangen müssen, nehmen wir das Jahr 1862 und sagen einfach, die Geschichte beginnt mit einem Möbelstück von unglaublichen Proportionen.

Das Bett Paulina del Valles wurde in Florenz verladen ein Jahr nach der Krönung Viktor Emanuels, als in dem neuen Königreich Italien noch der Widerhall von Garibaldis Schüssen in der Luft hing; es überquerte auseinandergenommen und verpackt das Meer auf einem Genueser Ozeanschiff, landete in New York mitten in einem blutigen Aufstand und wurde weiter verfrachtet auf einen Dampfer der Reederei meiner Großeltern

väterlicherseits, der Rodriguez de Santa Cruz, in den Vereinigten Staaten lebender Chilenen. Kapitän John Sommers war beauftragt, die Kisten in Empfang zu nehmen, die auf italienisch nur mit einem einzigen Wort gekennzeichnet waren: *Ninfe.* Dieser robuste Seemann, von dem lediglich eine verblichene Fotografie geblieben ist und ein von unzähligen Seefahrten verbeulter, abgeschabter Lederkoffer voller bemerkenswerter Manuskripte, war mein Urgroßvater, wie ich vor kurzem herausfand, als meine Vergangenheit nach vielen geheimnisumwitterten Jahren sich endlich zu lichten begann. Ich habe Kapitän John Sommers, den Vater von Eliza Sommers, meiner Großmutter mütterlicherseits, nicht gekannt, aber eine gewisse Neigung zum Vagabundieren, die habe ich von ihm geerbt. Diesem Mann des salzigen Meeres und der klaren Horizonte fiel die Aufgabe zu, das florentinische Bett im Kielraum seines Schiffes auf die andere Seite des amerikanischen Kontinents zu bringen. Er mußte der Blockade der Yankees und den Angriffen der Konföderierten ausweichen,

die südlichen Ausläufer des Atlantik erreichen, die trügerischen Wasser der Magellanstraße durchqueren, in den Pazifischen Ozean einfahren und, nach kurzen Halts in einigen südamerikanischen Häfen, Nordkalifornien, das alte Goldland, ansteuern. Er hatte genaue Order, wie er am Kai von San Francisco zu verfahren hatte: Er mußte die Kisten öffnen, den Schiffszimmermann überwachen, während der die einzelnen Teile wie ein Puzzlespiel zusammensetzte und dabei sorgfältig auf die Schnitzereien achtgab, dann mußte er die Roßhaarmatratze und darüber die Decke aus rubinrotem Brokat auflegen, das ungefüge Möbel auf einen Wagen heben lassen und in die Stadt hine inschicken. Der Kutscher hatte Anweisung, langsam zu fahren, zweimal den Union Square zu umrunden und dann noch zweimal, wobei er unter dem Balkon der Geliebten meines Großvaters mit einer Glocke läuten sollte, um schließlich sein Endziel zu erreichen, das Haus von Paulina del Valle. Diese logistische Großtat mußte der Kapitän mitten im Bürgerkrieg bewerkstelligen, während die Heere der Yankees und der Konföderierten sich im Süden des Landes gegenseitig massakrierten und niemandem der Sinn nach Scherzen oder Glöckchengeklingel stand. John Sommers erteilte seine Anordnungen unter Flüchen, denn in den Monaten der Überfahrt war das Bett schließlich zum Symbol dessen

geworden, was er bei seiner Arbeit am meisten haßte: die Launen seiner Chefin Paulina del Valle. Als er das Bett auf dem Wagen davonfahren sah, seufzte er tief auf und beschloß, dies solle das letzte sein, was er für sie tat; er stand seit zwölf Jahren unter ihrem Befehl und hatte die Grenzen seiner Geduld erreicht. Das Möbel gibt es heute noch in seiner ganzen Pracht, ein schwergewichtiger Dinosaurier aus mehrfarbig bemaltem Holz; am Kopfende thront Gott Neptun, umgeben von schäumenden Wellen und Meeresgeschöpfen in Basrelief, während am Fußende Delphine und Najaden spielen. Halb San Francisco konnte das olympische Lager ausgiebig würdigen, aber die Geliebte meines Großvaters,

der das Spektakel zugedacht war, hielt sich versteckt, als der Wagen vorbeifuhr und mit seinem Gebimmel wieder und noch einmal vorbeifuhr. »Mein Triumph hielt nicht lange vor«, gestand Paulina mir viele Jahre später, als ich das Bett unbedingt fotografieren und Genaueres darüber wissen wollte. »Der Spaß kehrte sich gegen mich. Ich hatte geglaubt, sie würden sich über Feliciano lustig machen, aber sie lachten über mich. Ich hatte die Leute falsch eingeschätzt. Wer hätte sich auch soviel Heuchelei vorstellen können? Zu jener Zeit war San Francisco ein Wespennest aus korrupten Politikern, Banditen und Dirnen.«

»Vielleicht gefiel ihnen die Herausforderung nicht«, schlug ich vor.

»Nein. Man erwartet, daß wir Frauen das Ansehen des Ehemannes sorglich pflegen, mag der auch noch so schlecht sein.«

»Ihr Ehemann war nicht schlecht«, widersprach ich. »Das nicht, aber er machte Dummheiten. Jedenfalls ist es mir um das berühmte Bett nicht leid, ich habe vierzig Jahre darin geschlafen.«

»Was hat Ihr Mann getan, als er sich entdeckt sah?«

»Er sagte, während das Land im Bürgerkrieg ausblute, kaufte ich römische Lotterpfühle. Und leugnete natürlich alles. Keiner, der auch nur zwei Fingerbreit Verstand im Schädel hat, wird einen Treuebruch zugeben, und wenn man ihn aus den fremden Bettlaken zerrte.«

»Sagen Sie das aus eigener Erfahrung?«

»Ach, wenn's doch so wäre, Aurora!« erwiderte Paulina del Valle ohne zu zögern.

Auf dem ersten Foto, das ich von ihr aufnahm, als ich dreizehn war, sitzt sie in einem Spitzennachthemd und mit einem halben Kilo Schmuck darüber in ihrem mythologischen Bett, gegen Kissen mit bestickten Satinbezügen gelehnt. So habe ich sie viele Male erlebt, und so hätte ich sie auch gerne

gesehen, als sie starb und ich Totenwache bei ihr hielt, aber sie wollte im tristen Habit der Karmeliterinnen begraben werden und wünschte, daß mehrere Jahre hindurch Singmessen für den Frieden ihrer Seele gehalten würden. »Ich habe genug Skandale eingerührt, es ist an der Zeit, zu Kreuze zu kriechen«, erklärte sie, als sie in der winterlichen Schwermut ihrer letzten Tage versank. Sie sah das Ende nahen und war zutiefst verstört. Sie verbannte das Bett in den Keller und ließ an seiner Stelle eine Holzpritsche aufstellen mit einer Seegrasmatratze, um nach all der Üppigkeit ohne Luxus zu sterben, vielleicht würde Sankt Petrus ja ein Auge zudrücken und im Buch der Sünden eine neue Seite aufschlagen, wie sie sagte. Aber die Angst reichte doch nicht aus, daß sie sich von anderen materiellen Gütern getrennt hätte, und bis zum letzten Atemzug behielt sie die Zügel ihres Finanzimperiums in den Händen, das damals schon sehr viel kleiner geworden war. Vom Schneid ihrer Jugend war zum Schluß wenig übriggeblieben, selbst die Ironie ging ihr verloren, aber meine Großmutter hatte ihre eigene Legende geschaffen, und keine Seegrasmatratze und kein Karmeliterinnenhabit würden sie darin irremachen. Das florentinische Bett, das sie aus purem Vergnügen durch die Hauptstraßen der Stadt fahren ließ, um ihren Mann zu bestrafen, gehörte zu ihren glorreichen Momenten. Zu jener Zeit lebte die Familie in San Francisco unter einem anderen Namen - Cross -, weil kein Nordamerikaner das hochtönende Rodriguez de Santa Cruz y del Valle aussprechen konnte, was jammerschade ist, denn es hat so hübsch altertümliche Anklänge an die Inquisition.

Sie zogen in das Viertel Nob Hill, wo sie sich ein riesiges Haus bauten, eines der prächtigsten der Stadt, was sich zum Delirium für mehrere

rivalisierend e Architekten der Stadt auswuchs, die nacheinander angestellt und bald darauf wieder weggeschickt wurden. Die Familie hatte ihr Vermögen nicht beim Goldrausch von 1849 gemacht, wie Feliciano es gern gehabt hätte, sondern dank dem hervorragenden unternehmerischen Instinkt seiner

Frau, die auf den Gedanken kam, frische Lebensmittel aus Chile in antarktischem Eis gelagert nach Kalifornien schicken zu lassen. In jenen wildbewegten Tagen kostete ein Pfirsich eine Unze Gold, und sie wußte diese Zustände zu nutzen. Der Versuch war erfolgreich, und schließlich unterhielten sie eine richtige kleine Flotte von Schiffen, die zwischen Valparaiso und San Francisco verkehrten; im ersten Jahr fuhren sie noch leer zurück, aber dann wurden sie mit kalifornischem Mehl beladen.

Damit stürzte Paulina etliche chilenische Landwirte in den Ruin, darunter ihren eigenen Vater, den gefürchteten Agustin del Valle, dessen Weizen in den Scheuern verrottete, weil er nicht mit dem schneeweißen Mehl der Yankees konkurrieren konnte.

Durch die Wut verrottete auch seine Leber. Als das Goldfieber verebbte, kehrten Tausende und Abertausende Abenteurer zurück in ihre Heimat, ärmer, als sie einst aufgebrochen waren, an Körper und Seele krank geworden bei der Verfolgung eines Traums; aber Paulina und Feliciano hatten ihr Glück gemacht.

Sie stiegen auf in die Spitzen der Gesellschaft von San Francisco, obwohl ihr spanischer Akzent ein nicht leicht zu umschiffendes Hindernis bot. »In Kalifornien sind alle neureich und niederer Herkunft, unser Stammbaum dagegen reicht zurück bis zu den Kreuzzügen«, murmelte Paulina dann trotzig, ehe sie sich geschlagen gegeben hätte und nach Chile zurückgekehrt wäre. Jedoch waren es nicht nur Adelstitel oder Bankkonten, die ihnen die Türen öffneten, sondern vielmehr Felicianos sympathisches Wesen, wodurch er unter den mächtigsten Männern der Stadt rasch Freunde fand. Dagegen erwies es sich als ziemlich schwierig, seine Frau gern zu haben - aufgeputzt, unmanierlich, respektlos und beleidigend, wie sie war. Ich muß es aussprechen: Paulina flößte zu Anfang die Mischung aus Faszination und

Schaudern ein, die man vor einem Leguan empfindet; erst wenn man sie besser kannte, entdeckte man ihre empfindsame Ader. 1862 trieb sie ihren Mann an, sich in dem Geschäft mit den neuen Eisenbahnlinien quer durch den

amerikanischen Kontinent zu engagieren, was das Paar endgültig reich machte. Ich begreife nicht, wo diese Frau ihren Spürsinn fürs Geschäft hernahm. Sie kam aus einer Familie von engstirnigen, geistig eher beschränkten chilenischen Grundbesitzern; in den Mauern des elterlichen Hauses in Valparaiso war sie mit Rosenkranzbeten und Stickereiarbeiten aufgezogen worden, denn ihr Vater glaubte, Unwissenheit garantiere die Folgsamkeit der Frauen wie der Armen. Sie beherrschte nur eben die Grundbegriffe des Schreibens und Rechnens, las nicht ein Buch in ihrem Leben und zählte an den Fingern zusammen - abziehen kannte sie nicht -, aber alles, was ihre Hände berührten, verwandelte sich in Geld. Hätten ihre Kinder und Verwandten nicht so verschwenderisch gelebt, wäre sie mit dem Prunk einer Kaiserin gestorben. In jenen Jahren wurde die Eisenbahnlinie gebaut, die den Westen mit dem Osten der Vereinigten Staaten verbinden sollte. Während alle Welt in Aktien der beiden Gesellschaften investierte und Wetten abschloß, welche von ihnen die Schienen schneller legen werde, breitete Paulina, unberührt von diesem läppischen Wettrennen, eine Karte auf dem Speisezimmertisch aus und studierte mit der Geduld eines Topographen die zukünftige Linienführung des Zuges und die Orte, wo es reichlich Wasser gab. Lange bevor die billigen chinesischen Hilfsarbeiter den letzten Nagel eingeschlagen hatten und so die beiden Strecken in Promotory, Utah, vereinigten, lange bevor die erste Lokomotive mit Eisengeklirr, vulkanische Rauchwolken ausstoßend und brüllend wie ein Schiff in Seenot den Kontinent überquerte - lange vorher schon hatte sie ihren Mann überredet, an den Stellen, die sie auf ihrer Karte mit roter Tinte gekennzeichnet hatte, Land zu kaufen.

»Hier werden sie Dörfer bauen, weil es Wasser gibt, und in jedem werden wir einen Laden haben«, erklärte sie.

»Das ist viel Geld«, rief Feliciano entsetzt. »Sieh zu, daß du es dir leihst, dazu sind Banken da. Wozu sollen wir das eigene

Geld riskieren, wenn wir über fremdes verfügen können?«

erwiderte Paulina, wie sie es in solchen Fällen immer tat. Und damit waren sie beschäftigt, verhandelten mit den Banken und kauften Grundstücke über das halbe Land hin, als die Geschichte mit der Geliebten platzte. Sie war eine Schauspielerin mit Namen Amanda Lowell, eine appetitliche Schottin mit milchweißer Haut, spinatgrünen Augen und dem Duft nach Pfirsich, wie diejenigen versicherten, die sie gekostet hatten. Sie sang und tanzte miserabel, aber mit Feuer, trat in belanglosen Lustspielen auf und verschönerte die Feste der Reichen. Sie besaß eine Schlange aus Panama, lang, dick und zahm, aber gräßlich anzusehen, die sich ihr während ihrer exotischen Tänze um den Leib wand und nie bösartig wurde, bis eines unglücklichen Abends Amanda mit einem Diadem aus Pfauenfedern auftrat - die Schlange hielt den Kopfputz für einen verirrten Papagei und hätte in ihrer Gier, ihn zu verschlingen, fast ihre Herrin erwürgt. Die schöne Lowell war keineswegs eine unter den Tausenden »befleckter Tauben« des galanten Lebens in Kalifornien; sie war eine stolze Edelhure, deren Gunst durch Geld allein nicht errungen wurde, sie verlangte dazu auch gute Manieren und etwas Charme. Durch die Großzügigkeit ihrer Gönner lebte sie gut und hatte genügend Mittel, einem bunten Schwärm talentloser Künstler weiterzuhelfen; ihr war bestimmt, arm zu sterben, denn sie war verschwenderisch wie ein Fürst, und was noch übrigblieb, verschenkte sie. In der Blüte ihrer Jugend hatte sie mit der Anmut ihrer Bewegungen und mit ihrer roten Löwenmähne den Verkehr auf der Straße durcheinandergebracht, aber sie hatte zuviel Spaß am Skandal, und damit verscherzte sie ihr Glück: in einer plötzlichen Laune konnte sie einen guten Namen und eine Familie zerstören. Für Feliciano war das Risiko nur ein Anreiz mehr; er hatte das Gemüt eines Korsaren, und die Vorstellung, mit dem Feuer zu spielen, verführte ihn ebenso wie die herrlichen Hinterbacken der Lowell. Er richtete ihr mitten in der Stadt eine Wohnung ein,

zeigte sich aber niemals öffentlich mit ihr, denn er kannte den Charakter seiner Frau nur allzugut, die schon einmal in einem Anfall von Eifersucht an all seinen Anzügen die Ärmel und Hosenbeine zerschnitten und sie ihm

dann vor die Tür seines Büros geworfen hatte. Für einen so eleganten Mann wie ihn, der seine Kleidung bei dem Hofschneider von Prince Albert in London in Auftrag gab, war das ein geradezu tödlicher Schlag.

In San Francisco, dieser Stadt der Männer, war die Frau immer die letzte, die von einem Treubruch ihres Ehemannes erfuhr, aber in diesem Fall war es die Lowell selbst, die ihn aufdeckte.

Kaum hatte der jeweilige Gönner die Tür hinter sich geschlossen, malte sie einen Strich auf die Bettpfosten, je einen pro empfangenen Liebhaber. Sie war eine Sammlerin, die Männer interessierten sie nicht so sehr als Einzelwesen, sondern nur als weiterer Strich in ihrer Kollektion; sie war wild entschlossen, den Mythos der faszinierenden Lola Montez zu übertreffen, der irischen Kurtisane, die in den Zeiten des Goldrausches San Francisco wie ein strahlender Meteor durchzogen hatte. Das Gerede über die Striche der Lowell ging von Mund zu Mund, und die Herren stritten sich um den Besuch bei ihr, sowohl wegen der Reize der Schönen, die viele von ihnen bereits im biblischen Sinne erkannt hatten, als auch um der Gunst willen, mit der Geliebten einer hochgestellten Persönlichkeit der Stadt zu schlafen. Die Neuigkeit von Amanda Lowells Strichvergnügen erreichte auch Paulina del Valle, als sie bereits durch ganz Kalifornien gereist war.

»Das Demütigendste daran ist, du läßt dir von dieser Nutte Hörner aufsetzen, und alle Welt klatscht darüber, daß ich mit einem Kapaun verheiratet bin«, schrie Paulina ihren Mann in der wenig feinen Gossensprache an, die sie bei solchen Gelegenheiten benutzte.

Feliciano Rodriguez de Santa Cruz hatte von diesen Sammleraktivitäten Amandas nichts gewußt, und die Wut brachte ihn fast um. Niemals hätte er gedacht, daß seine Freunde

und Bekannten und andere, die ihm beträchtliche Gefälligkeiten verdankten, sich so über ihn lustig machen könnten. Seiner Geliebten dagegen gab er keine Schuld, resigniert nahm er die Gelüste des anderen Geschlechtes hin, es waren zauberhafte Geschöpfe, nur ohne moralisches Gerüst, immer bereit, der Versuchung nachzugeben. Sie gehörten der Erde,

dem Humus, dem Blut, den organischen Funktionen, die Männer waren für Heldentum, die großen Ideen und, wenn das auch nicht sein Fall war, für die Heiligkeit bestimmt. Von seiner Frau zur Rede gestellt, verteidigte er sich, so gut er konnte, und dann nutzte er eine Gefechtspause, als ihr der Atem ausging, um ihr vorzuwerfen, daß sie die Tür zu ihrem Zimmer vor ihm verschlossen hielt. Verlangte sie, daß ein Mann wie er in Abstinenz lebe? Alles sei ihre Schuld, weil sie ihn zurückgestoßen habe, behauptete er. Das mit der verschlossenen Tür stimmte, Paulina hatte der stürmischen Wollust entsagt, nicht weil sie frei von Gelüsten war, wie sie mir vierzig Jahre später gestand, sondern aus Scham. Es stieß sie ab, sich im Spiegel näher zu betrachten, und sie schloß daraus, daß jeder Mann das gleiche fühlen müsse, wenn er sie nackt sah. Sie erinnerte sich genau an den Augenblick, als ihr bewußt wurde, daß ihr Körper sich in ihren Feind verwandelte. Ein paar Jahre zuvor, als Feliciano von einer langen Geschäftsreise aus Chile zurückgekehrt war, hatte er sie um die Taille genommen, bester Laune wie immer, um sie hochzuheben und ins Bett zu tragen, aber er schaffte es nicht.

»Donnerwetter, Paulina! Hast du Steine im Schlüpfer?« fragte er lachend. »Das ist Fett«, erwiderte sie seufzend. »Das muß ich sehen!«

»Auf gar keinen Fall! Von jetzt an darfst du nur noch nachts und ohne Licht in mein Zimmer kommen.«

Eine Zeitlang liebten sich diese beiden, die das sonst ohne Scham getan hatten, nur noch im Dunkeln. Paulina blieb

ungerührt gege n die Bitten und die Wutanfälle ihres Mannes, der sich niemals damit abfinden wollte, sie im schwarzdusteren Zimmer unter einem Berg von Bettzeug zu finden und sie dann mit Missionarshast zu umarmen, während sie ihm die Hände festhielt, damit er nicht ihr Fleisch abtastete. Dieses Draufundweg erschöpfte sie beide und zermürbte ihre Nerven.

Endlich verschaffte der Umzug in das neue Haus auf Nob Hill Paulina eine Lösung: sie ließ den von ihren Räumen am weitesten entfernten Flügel für Feliciano einrichten und verriegelte ihre Tür. Der Widerwille gegen ihren

eigenen Körper war stärker als das Verlangen, das sie nach ihrem Mann empfand. Ihr Hals verschwand unter dem Doppelkinn, Brüste und Bauch waren eine unförmige Masse, ihre Beine trugen sie kaum länger als ein paar Minuten, sie konnte sich weder alleine anziehen noch sich die Schuhe zubinden; dennoch, wenn sie in ihren Seidengewändern und mit den prachtvollen Juwelen auftrat, bot sie immer einen grandiosen Anblick. Ihre größte Sorge war der Schweiß zwischen den Speckfalten, und sie fragte mich oft und oft flüsternd, ob sie schlecht rieche, aber ich nahm an ihr nie einen anderen Geruch wahr als den nach Eau de Gardénias

und Talkpuder. Entgegen dem damals

weitverbreiteten Glauben, Wasser und Seife seien der Gesundheit abträglich, verbrachte sie ganze Stunden in ihrer emaillierten Eisenbadewanne, wo sie sich wieder leicht fühlte wie in ihrer Jugend. Sie hatte sich in Feliciano verliebt, als der ein hübscher und ehrgeiziger Junge war, dazu Besitzer einiger Silberminen im Norden Chiles, nur leider forderte sie mit dieser Liebe den Zorn ihres Vaters heraus - Agustin del Valle erscheint übrigens in der Geschichtsschreibung Chiles als Gründer einer winzigen, ärmlichen, ultrakonservativen Partei, die seit mehr als zwei Jahrzehnten verschwunden ist, aber gelegentlich wieder auflebt wie ein kläglicher gerupfter Vogel Phönix. Diese Liebe zu ihrem Mann war weiter in ihr lebendig, als sie ihm das Betreten ihres Schlafzimmers verbot in einem Alter, in dem ihre

Natur mehr denn je nach einer Umarmung verlangte. Im Gegensatz zu ihr wurde Feliciano mit Anmut älter. Sein Haar war grau geworden, aber er war immer noch dasselbe fröhliche, leidenschaftliche und leichtsinnige Mannsbild. Paulina mochte seine vulgäre Ader, der Gedanke gefiel ihr, daß dieser Mann von Welt mit den hochtönenden Namen von sephardischen Juden abstammte und daß unter seinen Seidenhemden mit eingesticktem Monogramm wie bei einem gewöhnlichen Kneipengänger eine Tätowierung prangte, die er sich im Hafen bei einem Besäufnis hatte antun lassen. Sie sehnte sich danach, wieder die Ferkeleien zu hören, die er ihr in den Zeiten zugeflüstert hatte, als sie noch bei Lampenschein im Bett schaukelten, und sie hätte alles dafür gegeben, wenn sie noch einmal ihren

Kopf auf den blauen Drachen hätte legen können, der mit unlöschbarer Tinte in die Schulter ihres Mannes eingestichelt war. Niemals hätte sie geglaubt, daß er sich das gleiche wünschte. Für Feliciano war sie immer die kecke junge Braut geblieben, die einst mit ihm geflohe n war, die einzige Frau, die er bewunderte und fürchtete. Ich denke, daß diese beiden nie aufgehört haben, sich zu lieben, trotz der stürmischen Wucht ihrer Streitereien, bei denen alle im Haus zitterten. Die Umarmungen, die sie früher so glücklich gemacht hatten, verwandelten sich in Kämpfe, die in langfristigen Waffenruhen und denkwürdigen Racheakten wie dem florentinischen Bett endeten, aber keine Beschimpfung, keine Bezichtigung konnte ihre Beziehung zerstören, und bis zum Schluß, als er von einem Schlaganfall tödlich getroffen wurde, waren beide vereint durch eine beneidenswerte Komplizenschaft zweier Gauner.

Als Kapitän Sommers sich versichert hatte, daß das mythologische Möbelstück gut befestigt auf dem Wagen stand und der Kutscher seine Anweisungen begriffen hatte, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Chinatown, wie er es bei jedem seiner Besuche in San Francisco tat. Diesmal jedoch reichten

seine Kräfte nicht aus, und zwei Straßen weiter mußte er eine Mietdroschke anhalten. Mühsam kletterte er hinein, gab dem Fahrer die Richtung an und lehnte sich schwer atmend im Sitz zurück. Schon vor einem Jahr hatten die Symptome begonnen, sich bemerkbar zu machen, aber in den letzten Wochen hatten sie sich verschärft; die Beine wollten ihn kaum tragen, und der Kopf war ihm wie vernebelt, er mußte ständig gegen die Versuchung ankämpfen, sich der wattigen Gleichgültigkeit zu ergeben, die sein Gemüt zu übermannen drohte. Seine Schwester Rose hatte als erste bemerkt, daß etwas nicht stimmte, als er noch gar keine Schmerzen hatte. Er dachte mit einem Lächeln an sie: Rose war der Mensch, der ihm am nächsten stand und den er am meisten liebte, der Polarstern seines Wanderlebens, wirklichkeitsbewußter in ihrer Zuneigung als seine Tochter Eliza oder eine der Frauen, die er auf seiner langen Reise von Hafen zu Hafen umarmte. Rose Sommers hatte ihre Jugend bei ihrem älteren Bruder Jeremy in Chile verbracht, aber als er gestorben war, kehrte sie nach England zurück, alt

werden wollte sie doch lieber im eigenen Land. Sie wohnte in London in einem kleinen Haus nur wenige Straßen von den Theatern und der Oper entfernt; es war ein etwas heruntergekommenes Viertel, in dem sie behaglich und ganz nach ihren Wünschen leben konnte. Sie war nicht länger die fürsorgliche Haushälterin ihres Bruders Jeremy, jetzt konnte sie ihrer exzentrischen Ader freien Lauf lassen. Sie kleidete sich gern als aus der Mode geratene Schauspielerin, um im Savoy Tee zu trinken, oder als russische Gräfin, wenn sie mit ihrem Hund spazierenging, sie war die Freundin von Bettlern und Straßenmusikanten und gab ihr Geld für wohltätige Zwecke oder unnütze Spielereien aus. »Nichts macht so frei wie das Alter«, sagte sie und zählte glücklich ihre Falten. »Es ist nicht das Alter, Schwester, sondern die Finanzen, die du dir mit deiner Feder erarbeitet hast«, entgegnete John Sommers. Diese ehrbare weißhaarige alte Jungfer hatte ein kleines Vermögen mit dem

Schreiben unanständiger Bücher gemacht. Das Putzigste daran war, dachte der Kapitän, daß Rose gerade jetzt, wo sie sich nicht mehr verstecken mußte wie seinerzeit, als sie in Bruder Jeremys Schatten lebte, die erotischen Geschichten aufgegeben hatte und ganz darin aufging, romantische Romane zu verfassen, und das in einem atemberaubenden Tempo und immer mit einem außerordentlichen Erfolg. Es gab keine Englisch sprechende Frau, Königin Victoria eingeschlossen, die nicht mindestens einen Roman von *Dame* Rose Sommers gelesen hätte. Der Adelstitel krönte nur eine Stellung, die Rose sich schon vor Jahren erobert hatte. Wenn Königin Victoria auch nur geahnt hätte, daß ihre Lieblingsautorin, der sie persönlich den Titel Dame verliehen hatte, verantwortlich war für eine umfassende Sammlung unanständiger, mit *Eine Anonyme Dame* firmierter Literatur, sie wäre auf der Stelle ohnmächtig geworden. Der Kapitän hatte die Pornographie köstlich gefunden, aber diese neuen Liebesgeschichten waren Mist. Jahrelang hatte er sich damit befaßt, die verbotenen Bücher zu verbreiten, die Rose vor der Nase ihres älteren Bruders verfertigte - und Jeremy starb zutiefst überzeugt, daß sie eine tugendhafte Lady sei und nur die eine Aufgabe gekannt habe, ihm das Leben angenehm zu machen. »Gib auf dich acht, John, schau, du kannst mich doch nicht allein lassen auf dieser Welt! Du magerst immer mehr ab,

und eine Farbe hast du, also die ist schon sehr merkwürdig«, hatte Rose dem Kapitän täglich vorgehalten, als er sie in London besuchte. Seither verwandelte eine erbarmungslose Metamorphose ihn nach und nach in eine Eidechse.

Tao Chi'en hatte eben seine Akupunktur nadeln aus den Ohren und Armen eines Patienten gezogen, als sein Assistent ihm meldete, sein Schwiegervater sei gekommen. Der *zhong yi* legte die goldenen Nadeln sorgfältig in reinen Alkohol, wusch sich die Hände, zog sein Jackett an und ging hinaus, um den Besucher zu empfangen. Er war ein wenig verwundert, weil Eliza ihm nicht mitgeteilt hatte, daß ihr Vater heute kommen

werde. Die Familie erwartete ihn immer sehnsüchtig, vor allem die Kinder, die nicht müde wurden, seine exotischen Mitbringsel zu bewundern und den Geschichten dieses fabelhaften Großvaters über Seeungeheuer und malaiische Piraten zu lauschen. Hochgewachsen, massig, die Haut vom Salz aller Meere gegerbt, war der Kapitän mit seinem wild wuchernden Bart, der dröhnenden Stimme und den unschuldigen klaren Kinderaugen eine imposante Gestalt in seiner blauen Uniform, aber der Mann, den Tao jetzt in einem Sessel seines Wartezimmers sitzen sah, war so zusammengeschrumpft, daß er ihn kaum erkannte. Er begrüßte ihn ehrerbietig, er hatte die Gewohnheit, sich vor ihm nach chinesischem Brauch zu verneigen, nie ablegen können. Er hatte John Sommers in seiner Jugend kennengelernt, als er auf seinem Schiff als Koch gearbeitet hatte. »Mich hast du mit Sir anzureden«, hatte der Kapitän ihn angewiesen, als er das erste Mal mit ihm sprach.

Damals hatten wir beide noch schwarzes Haar, dachte Tao jäh beklommen angesichts dieser Todesmahnung. Der Engländer arbeitete sich mühsam hoch, reichte ihm die Hand und drückte ihn dann in einer kurzen Umarmung an sich. Der *zhong yi* stellte fest, daß jetzt er der Größere und Schwerere von ihnen war.

»Weiß Eliza, daß Sie heute angekommen sind, Sir?« fragte er.

»Nein. Ich muß mit Ihnen allein sprechen, Tao. Ich sterbe.«

Der *zhong yi* hatte das bereits begriffen, kaum daß er ihn erblickt hatte. Wortlos führte er ihn ins Sprechzimmer, wo er ihm half, sich auszuziehen und sich auf einer Liege auszustrecken. Sein nackter Schwiegervater bot einen erschütternden Anblick: die Haut schwammig, kupferfarben, die Fingernägel gelb, die Augen blutunterlaufen, der Bauch geschwollen. Er hörte ihn ab und fühlte ihm dann den Puls am Handgelenk, am Hals und an den Knöcheln, um sich dessen zu vergewissern, was ihm längst klar war. »Ihre Leber ist zerstört, Sir. Trinken Sie immer noch?«

»Muten Sie mir nicht zu, daß ich eine lebenslange

Gewohnheit aufgebe, Tao. Glauben Sie, irgend jemand könnte als Seemann durchhalten ohne einen Schluck ab und zu?«

Tao Chi'en lächelte. Der Engländer trank eine halbe Flasche Gin an normalen Tagen und eine ganze, wenn es etwas zu feiern oder zu beklagen gab, ohne daß es ihn auch nur im geringsten anzufechten schien; er roch nicht einmal danach, weil der starke Knaster, den er rauchte, seine Kleidung und seinen Atem tränkte. »Außerdem ist es jetzt wohl auch zu spät, es zu bereuen, stimmt's?« fügte John Sommers hinzu. »Sie können ein wenig länger und in besserer Verfassung leben, wenn Sie das Trinken aufgeben. Warum legen Sie nicht eine Ruhepause ein? Kommen Sie für einige Zeit zu uns, Eliza und ich werden Sie pflegen, bis Sie sich erholt haben«, schlug der *zhong yi* vor, ohne seinen Schwiegervater anzusehen, damit der nicht merkte, wie aufgewühlt er war. Wie so oft in seinem Arztberuf mußte er gegen das entsetzliche Gefühl der Machtlosigkeit ankämpfen, das ihn überwältigte, wenn er wieder einmal bestätigt sah, wie kümmerlich die Hilfsmittel seiner Wissenschaft waren und wie ungeheuer groß das menschliche Leiden. »Wie kommen Sie bloß auf den Einfall, ich würde mich freiwillig in Elizas Hände begeben, damit sie mich zur Abstinenz verurteilt! Wieviel Zeit bleibt mir noch, Tao?« fragte John Sommers. »Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Dazu müßten wir eine weitere Meinung einholen.«

»Ihre Meinung ist die einzige, die ich respektiere. Seit Sie mir auf halbem Wege zwischen Indonesien und der afrikanischen Küste schmerzlos einen

Zahn gezogen haben, hat kein anderer Arzt seine verdammten Finger an mich gelegt. Wie lange ist das her?«

»Gut fünfzehn Jahre. Danke für Ihr Vertrauen, Sir.«

»Nur fünfzehn Jahre? Wieso kommt es mir vor, als hätten wir uns ein Leben lang gekannt?«

»Vielleicht haben wir uns in einem anderen Dasein

kennengelernt.«

»Also die Sache mit der Wiedergeburt ist mir gräßlich, Tao.

Stellen Sie sich vor, ich müßte in meinem nächsten Leben ein Moslem sein. Wissen Sie, daß die armen Kerle keinen Alkohol trinken?«

»Genau das wird Ihr Karma sein. Bei jeder Wiedergeburt müssen wir bewältigen, was aus dem vorhergehenden Leben noch zu bewältigen übrigbleibt«, sagte Tao lächelnd.

»Da ist mir die christliche Hölle doch lieber, die is t weniger grausam. Na schön, Eliza werden wir nichts von alldem erzählen«, schloß John Sommers, während er sich wieder anzog und mit den Knöpfen kämpfte, die ihm aus den zittrigen Fingern rutschten. »Da dies mein letzter Besuch sein kann, ist es nur recht und gut, daß sie und meine Enkel mich als fröhlich und gesund in Erinnerung behalten. Ich gehe in Frieden, Tao, weil niemand meine Tochter Eliza besser behüten könnte als Sie.«

»Niemand könnte sie mehr lieben als ich, Sir.«

»Wenn ich nicht mehr bin, wird jemand sich um meine Schwester kümmern müssen. Sie wissen, daß Rose wie eine Mutter zu Eliza war…«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Eliza und ich werden immer für sie dasein und sie beschützen.«

»Der Tod… ich meine… kommt er rasch und mit Würde?

Wie werde ich wissen, wann das Ende kommt?«

»Wenn Sie Blut erbrechen, Sir«, sagte Tao Chi'en traurig.

Es geschah drei Wochen später, mitten im Pazifik, in der Abgeschlossenheit der Kapitänskajüte. Sowie der alte Seemann aufstehen konnte, säuberte er sich von den Spuren des Erbrochenen, spülte sich den Mund, tauschte das blutbefleckte Hemd gegen ein sauberes, zündete seine Pfeife an und ging hinaus an den Bug seines Schiffes. Dort stand er eine Weile und blickte zum letztenmal hinauf zu den Sternen, die am

samtschwarzen Himmel funkelten. Mehrere Matrosen sahen ihn und blieben in einiger Entfernung stehen, die Mützen in der Hand. Als der Tabak aufgeraucht war, schwang Kapitän John Sommers die Beine über die Reling und ließ sich ohne Lärm und Laut ins Wasser fallen.

Severo del Valle lernte Lynn Sommers 1872 kennen, als er mit seinem Vater von Chile nach Kalifornien reiste, um Paulina und Feliciano zu besuchen, die in den schönsten Klatschgeschichten der Familie immer die Hauptrolle spielten.

Severo hatte seine Tante Paulina ein paarmal bei ihren gelegentlichen Auftritten in Valparaiso erlebt, aber bis er sie in ihrer nordamerikanischen Umgebung kennenlernte, hatte er die Seufzer christlicher Unduldsamkeit seiner Familie nicht begriffen. Fern von dem religiösen, konservativen Umfeld in Chile, fern von dem in seinem Paralytikerlehnstuhl eingeklemmten Großvater Agustin, von Großmutter Emilia mit ihren unheilvoll düsteren Spitzen und den Leinsamenklistieren, fern von ihren übrigen so neidischen wie furchtsamen Verwandten war Paulina erst zur eigentlichen Amazone, ja Walküre aufgeblüht. Auf seiner ersten Reise war Severo del Valle noch zu jung, um die Macht oder das Vermögen dieses berühmten Paares zu ermessen, aber ihm entgingen nicht die Unterschiede zwischen ihnen und dem Rest des Stammes del Valle. Erst als er Jahre später wiederkam, sollte er begreifen, daß sie zu den reichsten Familien San

Franciscos gehörten, auf gleicher Stufe wie die Magnaten des Silbers, der Eisenbahn, der Banken und des Transports. Auf dieser ersten Reise saß der Fünfzehnjährige auf dem Fußende des vielfarbigen Bettes seiner Tante Paulina, und während sie die Strategie ihrer nächsten Handelskriege plante, entschied Severo über seine eigene Zukunft. »Du solltest Anwalt werden, damit du mir helfen kannst, meine Feinde nach allen Regeln des Gesetzes zu vernichten«, riet ihm an diesem Tag Paulina zwischen zwei Happen Blätterteiggebäck mit Karamelfüllung.

»Ja, Tante. Großvater Agustin sagt immer, in jeder achtbaren Familie muß man einen Anwalt, einen Arzt und einen Bischof haben«, erwiderte ihr Neffe. »Man muß auch einen Kopf für Geschäfte haben.«

»Großvater meint, Handel treiben ist nicht Sache des Adels.«

»Dann sag du ihm, vom Adel wird man nicht satt, er soll ihn sich in den Arsch stecken.« Der Junge hatte dieses schmutzige Wort bisher nur von dem Kutscher der Familie gehört, einem aus dem Gefängnis in Teneriffa geflohenen Madrilenen, der aus unerfindlichen Gründen auch auf Gott und auf eine bestimmte Flüssigkeit zu scheißen pflegte. »Nun hab dich nicht so zimperlich, Jungchen, einen Arsch haben wir doch schließlich alle!« rief Paulina aus und wollte sich schier totlachen über den Gesichtsausdruck ihres Neffen.

An diesem Nachmittag nahm sie ihn mit in die Konditorei von Eliza Sommers. San Francisco hatte Severo schon vom Schiff aus auf den ersten Blick fasziniert: eine strahlende Stadt in einer grünen Landschaft von Hügeln, die über und über mit Bäumen bewachsen waren und sich in Wellen hinabsenkten bis zum Ufer einer Bucht mit ruhigem Wasser. Von weitem wirkte sie streng mit ihrem spanischen Grundriß von parallel und quer verlaufenden Straßen, aber von nahem hatte sie den Zauber des Unerwarteten. Der Junge, gewöhnt an den schläfrigen Anblick des Hafens von Valparaiso, wo er aufgewachsen war, starrte verwirrt auf das wahnwitzige Drunter und Drüber von kleinen Häusern und großen Bauten in den verschiedensten Stilarten, Luxus und Armut bunt durcheinander, als wäre es in aller Eile hochgezogen worden. Er sah ein totes, mit Fliegen

übersätes Pferd vor der Tür eines eleganten Geschäfts liegen, das Geigen und Klaviere anbot. Durch den lärmenden Verkehr von Tieren und Kutschen bahnte sich eine kosmopolitische Menge den Weg: Amerikaner, Spanier, Franzosen, Iren, Italiener, Deutsche, einige Indios und auch ehemalige Negersklaven, jetzt zwar frei, aber noch immer arm und verachtet. Sie wendeten sich nach

Chinatown, und augenblicklich fanden sie sich in einem fremden Land wieder, von »Söhnen des Himmels« bevölkert, wie die Chinesen genannt wurden, die nun der Kutscher mit Peitschenknallen scheuchte, während er den Fiaker auf den Union Square lenkte. Er hielt vor einem Haus in viktorianischem Stil, einem einfachen Bau im Vergleich zu den Verirrungen an Simsschnörkeln, Reliefs und Rosetten, die man hier überall sah. »Dies ist der Teesalon der Señora Sommers, der einzige in dieser Gegend«, erklärte Paulina. »Kaffee kannst du trinken, wo du Lust hast, aber für eine Tasse Tee muß du schon hierherkommen. Die Yankees verabscheuen dieses edle Getränk seit dem Unabhängigkeitskrieg, als die Rebellen den englischen Tee in Boston ins Meer schütteten.«

»Aber hegt das nicht schon hundert Jahre zurück?«

»Da siehst du’s, Severo, wie dämlich Patriotismus sein kann.«

Nicht der Tee war der Grund für Paulinas häufige Besuche in diesem Salon, sondern Ehza Sommers’ berühmte Konditorkunst, die das Innere mit dem köstlichen Duft von Vanille und karamelisiertem Zucker erfüllte. Das Haus - wie so viele andere in den ersten Jahren San Franciscos aus England herübergeschafft, versehen mit einem Handbuch voller Anweisungen, nach denen man es zusammenbauen konnte wie ein Spielzeug - hatte zwei Stockwerke, von einem Turm gekrönt, womit es aussah wie eine Dorfkirche. Im ersten Stock hatte man zwei Räume miteinander verbunden, um einen größeren Speisesaal zu erhalten, es gab mehrere Sessel mit geschwungenen Beinen und fünf runde, weiß gedeckte Tischchen. Im zweiten Stock wurden aus bester belgischer Schokolade handgefertigte Pralinen in Schachteln verkauft wie auch Marzipan und mehrere Sorten Süßigkeiten nach chilenischer Art, die Paulina del Valle besonders liebte.

Die Bedienung versahen zwei Mexikanerinnen mit langen Zöpfen, schneeweißen Schürzen und gestärkten Häubchen, telepathisch gelenkt von der kleinen Senora Sommers, die kaum anwesend

zu sein schien verglichen mit Paulinas gewichtiger Präsenz. Die Mode der schmalen Taillen und der bauschigen Röcke begünstigte erstere, vervielfältigte dagegen den Umfang der anderen; außerdem sparte Paulina del Valle nicht am Stoff, an Troddeln, Pompons und Gefälteltem. An diesem Tag war sie als Bienenkönigin aufgeputzt, in Gelb und Schwarz vom Kopf bis zu den Füßen, dazu trug sie einen Hut mit Federbusch und ein Mieder mit Streifen. Mit viel Streifen. Als sie in den Salon einmarschierte, schien die Luft für alle ändern dünner zu werden, und bei jedem Schritt, den sie tat, klirrten die Tassen und ächzten die dünnen Holzwände. Die Serviermädchen, die sie hereinkommen sahen, rannten, eines der zerbrechlichen Stühlchen gegen einen standfesteren Sessel einzutauschen, in den die Dame sich anmutig niederließ. Sie bewegte sich achtsam, denn sie fand, nichts mache so häßlich wie Eile; sie vermied auch die Geräusche, die alten Leuten unterlaufen, niemals ließ sie in der Öffentlichkeit ein Keuchen, Husten, Schnaufen oder einen Seufzer der Erschöpfung entschlüpfen, auch wenn die Füße sie noch so sehr plagten. »Ich will keine grobe Stimme bekommen«, sagte sie und gurgelte täglich mit Zitronensaft, in dem Honig aufgelöst war, um ihre Stimme weich zu erhalten. Eliza Sommers, klein und gerade wie ein Degen, in einem dunkelblauen Rock und einer melonenfarbenen, an Handgelenken und Hals geknöpften Bluse, mit einem unauffälligen Perlenhalsband als einzigem Schmuck, sah bemerkenswert jung aus. Sie sprach ein aus Mangel an Gebrauch etwas eingerostetes Spanisch und das Englische mit britischem Akzent und sprang innerhalb eines Satzes von einer Sprache zur ändern, genau wie auch Paulina. Ihr Geld und ihr aristokratisches Blut hoben Señora del Valle weit über den gesellschaftlichen Stand Elizas. Bei einer Frau, die aus Spaß an der Sache arbeitete, konnte etwas nicht stimmen, aber Paulina wußte, daß Eliza nicht in das Milieu gehörte, in dem sie in Chile aufgewachsen war, und daß sie nicht aus Spaß arbeitete, sondern

aus Notwendigkeit. Sie hatte auch gehört, daß sie mit einem Chinesen zusammenlebte, aber ihre verheerende Taktlosigkeit reichte doch nie so weit, daß sie sie geradeheraus danach gefragt hätte.

»Señora Eliza Sommers und ich haben uns 1840 in Chile kennengelernt; sie war damals acht und ich siebzehn, aber heute sind wir gleichaltrig«, erklärte Paulina ihrem Neffen.

Während die Mexikanerinnen den Tee servierten, lauschte Eliza Sommers vergnügt dem unaufhörlichen Redefluß, den Paulina nur unterbrach, um sich einen weiteren Happen Gebäck in den Mund zu stopfen. Severo vergaß die beiden, als er an einem anderen Tisch ein bildhübsches Mädchen entdeckte, das Bilder in ein Album klebte, während das Licht der Gaslampen und die sanfte Helligkeit der Fensterscheiben sie golden umflimmerten. Das war Lynn Sommers, Elizas Tochter, ein Geschöpf von so seltener Schönheit, daß die Fotografen der Stadt die damals Zwölfjährige bereits als Modell verwendeten; ihr Gesicht prangte auf Postkarten und Plakaten und in Kalendern mit Leier spielenden Engeln und kecken Nymphen in Wäldern aus Pappmache. Severo war noch in dem Alter, in dem Mädchen ein für Jungen eher abstoßendes Mysterium sind, er aber ließ sich von der Verzauberung einfangen, mit offenem Mund stand er vor ihr und starrte sie an, ohne zu begreifen, was ihn da so schmerzte in der Brust und wieso er am liebsten geweint hätte. Eliza Sommers riß ihn aus seiner Entrücktheit, als sie die beiden zum Schokoladetrinken rief. Das Mädchen schloß das Album, ohne ihn zu beachten, gerade als sähe sie ihn gar nicht, und erhob sich mit einer leichten, fließenden Bewegung.

Sie setzte sich wortlos vor ihre Tasse Schokolade - ohne auch nur den Blick zu heben, schickte sie sich in das dreiste Anstarren des Jungen, sie wußte nur zu gut, daß ihr Aussehen sie von den übrigen Sterblichen trennte. Sie nahm ihre Schönheit hin wie eine Verunstaltung, in der geheimen Hoffnung, daß sie mit der Zeit vergehen werde.

-28-

Ein paar Wochen später schiffte Severo sich mit seinem Vater zur Rückreise nach Chile ein und nahm im Gedächtnis mit sich die Weite Kaliforniens und das Bild Lynns, das sich fest in sein Herz gepflanzt hatte.

Severo del Valle sah Lynn erst sehr viel später wieder, als er nach Kalifornien und zu seiner Tante Paulina zurückkehrte, aber seine Beziehung zu Lynn begann erst an einem Mittwoch im Winter 1879, und da war es bereits zu spät für die beiden. 1876, bei seinem zweiten Besuch in San Francisco, der diesmal vier Jahre dauern sollte, hatte er seine endgültige Körpergröße erreicht, aber er war noch sehr knochig gewesen, blaß, tolpatschig und in seinen Bewegungen so ungeschickt, als hätte er einige Ellbogen und Knie zuviel. Drei Jahre später, als er wortlos, bestürzt vor Lynn stand, war er schon ein ganzer Mann mit den edlen Gesichtszügen seiner spanischen Vorfahren, dem geschmeidigen Körperbau eines andalusischen Toreros und der asketischen Haltung eines Seminaristen. Vieles hatte sich verändert in seinem Leben, seit er Lynn zum erstenmal gesehen hatte. Das Bild dieses schweigsamen Mädchens, dessen lässige Bewegungen an die einer Katze erinnerten, hatte ihn in den schwierigen Entwicklungsjahren und im Schmerz der Trauer begleitet, als sein Vater, den er angebetet hatte, frühzeitig in Chile verstarb. Seine Mutter, die der zwar noch bartlose, aber allzu klarsichtige und wenig ehrerbietige Sohn verwirrte, schickte ihn auf ein katholisches Internat in Santiago. Schon bald jedoch wurde er wieder nach

Hause verfrachtet, versehen mit einem Begleitbrief, der in trockenem Ton erklärte, ein fauler Apfel im Faß stecke alle anderen an, oder etwas in diesem Stil. Da wallfahrte die opferbereite Mutter auf Knien zu einer wundertätigen Höhle, wo die Heilige Jungfrau, einfallsreich wie immer, ihr die Lösung zuraunte: den Sohn zum Militär melden, damit ein Sergeant sich des Problems annehme. Ein Jahr lang marschierte Severo mit

der Truppe, ertrug die Härte und den Stumpfsinn des Regimentsalltags und wurde im Rang eines Reserveoffiziers entlassen - fest entschlossen, niemals in seinem ganzen Leben auch nur in die Nähe einer Kaserne zu kommen. Kaum hatte er den Fuß auf die Straße gesetzt, kehrte er zu seinem alten Bekanntenkreis und zu seinen gelegentlichen Stimmungsschwankungen zurück. Diesmal griffen seine Onkel ein. Sie versammelten sich zur Beratung in dem schmucklos strengen Speisesaal im Haus Großvater Agustins, und zwar in Abwesenheit des Jungen und seiner Mutter, die am

Patriarchentisch keine Stimme hatten. In ebendiesem Raum hatte vor fünfunddreißig Jahren Paulina del Valle, ein Diamantdiadem auf dem geschorenen Kopf, den Männern ihrer Familie getrotzt und Feliciano Rodriguez de Santa Cruz geheiratet, den Mann, den sie selbst gewählt hatte. Hier wurden jetzt vor dem Großvater die Beweise gegen Severo vorgebracht: Er weigerte sich, zur Beichte zu gehen und das Abendmahl zu empfangen, er trieb sich mit Bohemiens herum, in seinem Besitz waren Bücher entdeckt worden, die auf der Schwarzen Liste standen - kurz und gut, sie hatten den Verdacht, daß er sich von den Freimaurern oder, schlimmer noch, von den Liberalen hatte anwerben lassen. Chile durchlebte gerade eine Periode unversöhnlicher ideologischer Kämpfe, und je mehr Regierungsposten die Liberalen gewannen, um so mehr wuchs die Wut der von messianischer Inbrunst durchdrungenen Ultrakonservativen wie die del Valles, die ihre Vorstellungen mit Hilfe von Bannflüchen und Gewehrkugeln verankern, Freimaurer und Antiklerikale erledigen und alle Liberalen ein für allemal in den Boden stampfen wollten. Die del Valles waren nicht bereit, einen Dissidenten ihres eigenen Blutes im Schoß der Familie zu dulden. Der Einfall, ihn in die Vereinigten Staaten zu schicken, kam von Großvater Agustin: »Die Yankees werden ihm die Lust am Krawallmachen schon austreiben«, prophezeite er. Ohne nach Severos Meinung zu fragen, setzten

sie ihn aufs Schiff, und so fuhr er nach Kalifornien in seiner Trauerkleidung, die goldene Uhr seines verstorbenen Vaters in der Jackentasche, mit spärlichem Gepäck, das einen großen dornengekrönten Christus einschloß, und einem versiegelten Brief an Tante Paulina und Onkel Feliciano.

Severos Proteste waren rein formaler Art, denn diese Reise stimmte haargenau mit seinen eigenen Plänen überein. Ihm fiel es nur schwer, sich von Nivea zu trennen, dem Mädchen, das er, wie alle erwarteten, eines Tages heiraten würde gemäß dem alten Brauch der chilenischen Oberschicht, Vetternehen zu schließen. In Chile erstickte er. Er war aufgewachsen in einem Dickicht von Dogmen und Vorurteilen, aber die Berührung mit anderen jungen Leuten in dem Internat in Santiago hatte

seine Vorstellungskraft aufgeschlossen und einen Strahl Patriotismus in ihm geweckt.

Bislang hatte er geglaubt, es gebe nur zwei soziale Klassen, die seine und die der Armen, getrennt durch eine unscharfe Grauzone aus Beamten und anderen »kleinen Chilenen vom großen Haufen«, wie Großvater Agustin sie nannte. In der Kaserne erkannte er, daß die Menschen von seiner Klasse, die mit weißer Haut und wirtschaftlicher Macht, nur eine Handvoll waren, die überwiegende Mehrheit war von gemischter Rasse und arm, aber in Santiago entdeckte er dann, daß es noch eine starke, zahlreiche Mittelklasse gab, gebildet und politisch interessiert und das eigentliche Rückgrat des Landes, der vor Krieg oder Elend geflohene Einwanderer, Wissenschaftler, Lehrer, Philosophen, Buchhändler angehörten, Menschen mit fortschrittlichen Ideen. Er staunte die Beredsamkeit seiner neuen Freunde an wie einer, der sich zum erstenmal verliebt. Er wünschte Chile zu verändern, völlig um und um zu kehren, es zu reinigen. Er war schon fast überzeugt, daß die Konservativen -

ausgenommen die in seiner eigenen Familie, die in seinen Augen nicht aus Schlechtigkeit, sondern aus einem Irrtum heraus handelten - zu den Anhängern Satans gehörten,

angenommen, Satan wäre mehr als eine pittoreske Erfindung, und er hielt sich bereit, in der Politik mitzuwirken, sowie er sich selbständig machen konnte. Ihm war klar, daß es dazu noch einiger Jahre bedurfte, deshalb betrachtete er die Reise in die Vereinigten Staaten als einen kräftigen Lungenzug frischer Luft: er würde die beneidenswerte Demokratie der Nordamerikaner beobachten und davon lernen können, würde lesen, worauf er Lust hatte, ohne sich um die katholische Zensur zu kümmern, und sich über die Fortschritte des modernen Lebens unterrichten. Während in der übrigen Welt Monarchien stürzten, neue Staaten entstanden, Kontinente kolonisiert und die erstaunlichsten Dinge erfunden wurden, diskutierte in Chile das Parlament über das Recht von Ehebrechern, in geweihter Erde beerdigt zu werden. Vor seinem Großvater hätte er es sich nie erlaubt, die Theorie Darwins zu erwähnen, der dabei war, das menschliche Bewußtsein zu revolutionieren, dagegen konnte man im Kreis der Familie einen ganzen

Abend damit vergeuden, über die unwahrscheinlichsten Wundertaten von Heiligen und Märtyrern zu reden. Ein weiterer Anreiz für die Fahrt war die Erinnerung an die kleine Lynn Sommers, die sich mit überwältigender Beharrlichkeit in seine Liebe zu Nivea mischte, was er freilich nicht einmal im geheimsten Winkel seiner Seele zugegeben hätte.

Severo del Valle wußte weder wann noch wie der Gedanke aufgekommen war, Nivea zu heiraten, vielleicht hätten sie selbst das auch nicht entschieden, sondern die Familie, aber keiner der beiden begehrte gegen dieses Los auf, denn sie kannten und liebten einander seit ihrer Kindheit. Nivea gehörte einem Zweig der Familie an, der vermögend gewesen war, als der Vater noch lebte, aber nach seinem Tode verarmte die Witwe. Ein reicher Onkel, der während des Krieges eine prominente Gestalt werden sollte, nämlich Don José Francisco Vergara, half die Kinder erziehen. »Es gibt keine schlimmere Armut, als wenn man vorher alles hatte, weil man dann etwas vorspiegeln muß, was

einfach nicht mehr da ist«, hatte Nivea ihrem Vetter Severo bekannt in einem jener Augenblicke plötzlicher Klarsieht, die für sie bezeichnend waren. Sie war vier Jahre jünger als er, aber sehr viel reifer; sie war es, die den Ton angab in dieser Kinderliebe, sie hatte ihn mit fester Hand in die schwärmerische Beziehung geführt, die sie zu der Zeit verband, als Severo in die Vereinigten Staaten abreiste. In den riesigen Häusern, in denen sie lebten, gab es eine Unzahl Ecken und Winkel, die zum Lieben hervorragend geeignet waren. Tastend im Dunkel entdeckten Vetter und Cousine mit der Tolpatschigkeit junger Hunde die Geheimnisse ihrer Körper. Sie liebkosten sich voller Neugier, machten die Unterschiede ausfindig, ohne zu wissen, weshalb er dies hatte und sie jenes, waren verwirrt von Scham und Schuldgefühl, und immer schwiegen sie dabei, denn was sie nicht in Worte faßten, das war ja, als wäre es nie geschehen und deshalb weniger sündig. Sie erkundeten einander hastig und voll Angst, denn sie waren sich bewußt, daß sie diese Spiele keinesfalls in der Beichte bekennen durften, obwohl sie sich dadurch zur Hölle verdammten. Es gab tausend Augen, die ihnen nachspionierten. Die alten Dienstboten, die sie hatten zur Welt kommen sehen, beschützten die unschuldige Liebelei, aber die unverheirateten

Tanten waren wachsam wie die Krähen; nichts entging diesen frostigen Augen, deren einzige Aufgabe es war, jede Sekunde des Familienlebens zu registrieren, nichts diesen mitternachtsfinsteren Zungen, die jedes Geheimnis verbreiteten und jeden Streit schürten, aber natürlich immer im Schoß der Sippe. Nie drang etwas durch die Mauern dieser Häuser. Die erste Pflicht aller war es, die Ehre und den guten Namen der Familie zu bewahren. Nivea hatte sich spät entwickelt, mit fünfzehn Jahren hatte sie noch den Körper eines Kindes und ein unschuldiges Gesicht, nichts an ihrem Aussehen verriet die Stärke ihres Charakters: sie war klein und rundlich, die großen, dunklen Augen waren das einzige Bemerkenswerte an ihr, im übrigen wirkte sie unbedeutend, bis sie den Mund

aufmachte. Während ihre Schwestern sich mit dem Lesen frommer Bücher den Himmel verdienten, las sie heimlich die Artikel und Bücher, die Vetter Severo ihr verstohlen zuschob, und die Klassiker, die ihr Onkel José Francisco Vergara ihr lieh.

Als noch so gut wie niemand in ihrem gesellschaftlichen Umkreis vom Frauenwahlrecht sprach, packte sie diesen Gedanken während eines gemeinsamen Essens im Haus Don Agustin del Valles unbekümmert auf den Familientisch, was helles Entsetzen hervorrief. »Wann werden die Frauen und die armen Leute in diesem Land wählen können?« fragte sie unvermittelt, ohne zu bedenken, daß Kinder in Gegenwart von Erwachsenen zu schweigen haben. Der alte Patriarch del Valle hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser hüpften, und befahl ihr, auf der Stelle beichten zu gehen. Nivea unterzog sich schweigend der Buße, die der Priester ihr auferlegte, und schrieb dann in ihr Tagebuch, und das mit ungebrochener Leidenschaft, sie denke nicht daran, aufzugeben, bis die elementaren Rechte für die Frauen durchgesetzt seien, auch wenn die Familie sie deshalb ausstoßen würde. Sie hatte das Glück gehabt, auf eine einzigartige Lehrerin zu treffen, Schwester Maria Escapulario, eine Nonne mit einem Löwenherzen unter dem Habit, die Niveas Intelligenz bemerkt hatte. Dieses Mädchens wegen, das alles begierig in sich aufsog, das Dinge in Frage stellte, nach denen nicht einmal sie selber sich je gefragt hatte, das sie zu ungewöhnlichen Gedankengängen herausforderte und das in der